

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 245.

Samstag, 19. Oktober.

1929.

(3. Fortsetzung.)

Die Faust im Ring.

Ein Boxerroman von Kurt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

„Du bist noch so jung“, sagte Somerset, als wenn er seine Gedanken erraten hätte.

Er sagte jetzt zu ihm, weil er es sich angewöhnt hatte, zu allen Menschen, die er kennenlernte, nach einiger Zeit zu sagen, falls sie jünger waren als er. Und wenn sie älter waren, sagte er erst recht zu, weil er behauptete, sie könnten seine Väter sein.

„In fünf bis sechs Jahren kannst du so weit sein...“

„Ja, ja, aber wer bringt mich hoch?“

„Na, du selbst! Bei deiner Veranlagung, — laß dich nicht auslachen.“

„Ich brauche aber einen Manager.“

Da lachte Somerset noch einmal, so rund, so laut und dröhnend, daß Hans auch lachen mußte. Der Dide zeigte auf sich selbst, setzte seinen Zeigefinger auf die Hemdbrust und drehte ihn hin und her, als wollte er ihn in die Brust bohren.

„Na, ich doch! Oder glaubst du, ich setze mich zu dir und rede mir den Mund fustelig, damit dich ein anderer mir wegschnappt?“

Wegschnappt? Er glaubt also, daß ich etwas wert bin? Vielleicht bin ich's?

Und damit du siehst, daß ich's ernst meine: Wenn du Chic Anderson geschlagen hast, was ich als sicher annehme, kommst du zu mir, und ich gebe dir eine Anzahlung von 500 Dollar auf den ersten Kampf gegen Mc. Adell.“

Sam Somerset rechnete, seit er in Amerika gewesen war, nur in Dollar, selbst die kleinsten Summen.

„Mc. Adell?“, sagte Hans und rechnete schnell um, daß 500 Dollar mehr als 2000 Mark sind. „Das ist doch ein Halbschwergewicht?“

„Natürlich. Irischer Meister und englischer Armeemeister, denn du mußt sofort nach deinem Übertritt ins Halbschwergewicht gehen.“

„Weshalb?“

„Für die Klasse zahlt man mehr, außerdem bist du sehr schnell, und die paar Pfund wirst du rasch ansetzen.“

Und so schlossen die beiden ihren ersten Vertrag. Als Hans Frank gegangen war, um in der Boxschule der Arena noch einige Runden zu trainieren, sah ihm Somerset noch eine Weile nach und dachte: „Wenn der wüßte, wie lange ich schon auf die Gelegenheit lauwere, ihn zu bekommen.“

Dann rief er den Kellner.

„Ober, einen Kognak!“

„Einen großen oder einen kleinen?“

„Einen großen“, sagte Sam ganz entrüstet.

Und er trank ihn in einem Zuge aus.

Am Tage vor den Europameisterschaften war ganz Berlin in großer Aufregung. Olga hatte ihrem Vater erzählt von einem Geburtstag ihrer Freundin, um abends frei zu haben, und auch Hans Müller, der angerufen hatte, erzählte sie die gleiche Geschichte. So konnte sie beruhigt hingehen, und auch Hans war froh, sie auf einem Kaffeekloß zu wissen.

In den Bureaus des Herrn Landmann besprach man die Sache ganz eingehend und wog die Chancen ab für und gegen Hans Frank. Herr Achterberg hatte mit der Post zwei Karten erhalten und freute sich, seiner Frau

auch mal einen Boxkampf zeigen zu können. Vor lauter Übermut, der ihm sonst gar nicht stand, hatte er Herrn Landmann die Mittagszeitung so auf den Schreibtisch gelegt, daß sein Auge auf die Schlagzeile „Wird Frank Europameister?“ fallen mußte. Sein Auge fiel auch darauf, aber er dachte nur: „Gott sei Dank, daß ich diesen Menschen los bin!“ und blätterte weiter, bis er den Kurszettel fand, auf dem er feststellen mußte, daß seine Aktien mal wieder gefallen waren. Dann riß er die Tür auf und schrie, der Kellender sei wieder nicht abgerissen.

Olga Vater ahnte nichts. Er hatte zwar kürzlich einmal, zum erstenmal in seinem Leben, den Sportteil seiner Zeitung durchgeblättert und zu seinem Staunen gelesen, daß jemand 7 Meter weit gesprungen war, wo man doch nur zwei Meter hoch springen konnte, aber im übrigen stand er dem Sport noch recht fern. Auch Herr Wachtler war zu ihm noch nicht in nähere Beziehungen getreten, nur der Stift Emil, der besser Bescheid wußte, studierte die Sportblätter.

Die schrieben sich die Finger wund über die Ausichten der verschiedenen Teilnehmer und besonders über die der Deutschen. Als wahrscheinliche Sieger wurden mehrere Dänen, Schweden und Ungarn getippt, doch hoffte man im Mittelgewicht durch Hans Frank auf einen Sieg der eigenen Farben. Seine Bilder, Photos und Karikaturen erschienen in allen Zeitungen, und Olga mußte eine entfernte Ähnlichkeit zwischen ihm und Hans Müller feststellen, der ja auch den gleichen Vornamen hatte. Nur sah Frank energischer und älter aus.

In Boxerkreisen waren die Meisterschaften natürlich Tagesgespräch, im „Café Dachs“ redete man non nichts anderem, was ganz natürlich war, weil dieses Café von den Boxern und ihrem Anhang lebte. Es hatte eine glückliche Lage, direkt der Arena gegenüber, in der die meisten Kämpfe stattfanden und wo in der Boxschule alle Berühmtheiten trainierten.

Der Raum, eine einzige lange Höhle, war weder angenehm noch elegant, vier Wände, Tische, Stühle, ein Büfett mit Kuchen und belegten Broten zur Selbstbedienung. Nur der Kaffee selbst war gut. Hier pflegten nicht nur die Boxer und ihre Frauen das Frühstück zu nehmen, hier saß auch alles, was dieses Milieu mal kennenlernen wollte oder hin und wieder mal eine Freikarte zu ergattern hoffte.

An einem der Tische saßen die Prominenten, dort bediente auch die hübsche Tochter des Wirts, Fräulein Lissy Dachs; außerdem stand dieser Tisch so nahe am Büfett, daß man, ohne sich anzustrengen, vom Platz aus nach dem Kuchen und den Brötchen greifen konnte. Auch stand der Tisch neben dem einzigen heizbaren Ofen, und das Café war immer zugig und laß.

Matthias Borte, Halbschwergewichtsmeister von Deutschland, und Erwin Lebede führten das Wort. Borte war wohl der stärkste Mann, den die Gilde kannte; er hatte einmal einen anderen Boxer im Training beim Ringkampf glatt zu Boden geworfen und in einem Lokal vier junge Burschen, die ihn anstakten, einfach zusammengehauen. Mit der Intelligenz war er nicht weiter in Berührung gekommen, dafür war er

sehr stolz auf einen unendlich geschmacklosen Ring aus Silber mit einem Totenkopf und zwei sich kreuzenden Schwertern, den er auf dem Mittelfinger der rechten Hand trug.

Borke sprach viel, aber was er sagte, verstand man schlecht, nicht nur, weil er seinen bayerischen Dialekt sprach wie ein Engländer mit Zungenfehler, sondern hauptsächlich, weil er Tag und Nacht ein Stück Kaugummi im Munde führte und dieses bei jedem dritten Wort auf die andere Backenseite wälzte.

Erwin Lebede war wohl das Gegenteil dieses Kraftmenschen, ein kleiner, schmaler Mann. Immer elegant, aber doch unscheinbar aussehend, gehörte er zu jener Sorte von Menschen, die ohne Grund ständig nervös sind und eigentlich niemals bei guter Laune angetroffen werden. Vor vielen Jahren war er ein talentierter Jockey gewesen, aber wegen einer schiefen Sache — er sollte auf fremde Pferde gesetzt und die Gänge des eigenen Stalles nicht ausgeritten haben — von allen Rennplätzen verwiesen worden, hatte sich dann als Manager etabliert. Lebede war sprunghaft in seinen Ideen und Handlungen, aber er hatte eine gute Nase, und der Boxsport dankte ihm ohne Frage die Entdeckung vieler Talente, die er alle hochgebracht und die sich alle ausnahmslos von ihm später getrennt hatten. Er wollte immer zu rasch Geld verdienen und zuviel, das war sein einziger Fehler. Aber er brauchte viel Geld, denn er war eines der eifrigsten Mitglieder vom Astoria-Klub, wo jede Nacht gespielt wurde und wo er schon große Summen gelassen hatte.

„Max vom „Casé Zentrál“ hat gestern Sam und Frank zusammen gesehen“, sagte er und sog heftig an seiner Zigarette.

Max war ein Kellner, der auch ihn schon oft bedient hatte.

„Na, warum sollen die beiden nicht mal zusammenstehen?“, meinte Borke. „Vielleicht will Sam den Jungen managen.“

Er wußte, daß er damit Lebede einen Stich versetzte. „Unsinn, Hans bleibt Amateur, er hat es mir erst neulich gesagt.“

„Wenn du kommst, wird ihm nichts anderes übrig bleiben, weil er bei dir nur Geld zusehen kann.“

„Du wolltest ihn wohl selber haben?“, sagte Lissy, die an den Tisch trat und eine Orangeade für Max Raumann servierte, den berühmten Masseur, der die Muskeln aller Boxer kannte wie seine Westentasche.

„Ich wollte ihn nicht haben, und ich will ihn nicht haben; für mich ist der Junge zu weich.“

„Da laß dir mal einen Uppercut unter die Nase halten.“

„Für Sam wird er hart genug sein“, lachte Lissy und ging wieder an das Büfett.

„Frank trainiert an der Boxschule“, ließ sich jetzt Erna Mendel vernehmen, die seit Monaten mit Lebede verkehrte, und stocherte mit dem Löffel in ihrer Pastete herum.

„Lissy! Zahlen! Ich muß mich rasieren lassen“, rief Lebede.

„Hast es nötig“, knurrte Borke, „ich dachte schon immer, dein Friseur wäre gestorben.“

Der andere zahlte und ging mit den ihm eigenen ganz kurzen und raschen Schritten dem Ausgang zu und dann quer über die Straße, ohne sich umzusehen.

„Er hat's nötig, sich rasieren zu lassen, wo Somerset ihn so eingeseift hat“, lachte Erna und lächelte Borke an, für den sie schon lange etwas übrig hatte.

Doch der sah teilnahmslos vor sich hin.

„Wetten, daß Lebede in die Boxschule geht?“

Sie brauchten nicht zu wetten, Lebede lief, so schnell ihn seine Beine tragen mochten, die fünf Treppen hinauf, bis er atemlos oben in der Box-Akademie landete, wie die Schule sich offiziell nannte. Vor Herzbellemung konnte er minutenlang kein Wort sprechen.

„Tag, Erwin“, sagte Knoch, der Trainer, der in Hemdsärmeln umherlief, vier Paar Boxhandschuhe über der Schulter. „Wen suchst du?“

„Ist Frank da?“

„Der trainiert hinten am Punchingball. Sam ist bei ihm.“

Knoch lachte über das breite Gesicht mit der eingedrückten Boxernase.

„Somerset? Was will der dort?“

„Wahrscheinlich dasselbe wie du — abschließen?“

Lebede tat ungläubig.

„Glaube ich nicht, Frank bleibt Amateur.“

„Natürlich! Noch drei Tage...“

Und Knoch ging in den Waschraum, seine Handschuhe schwenkend.

In drei Tagen fanden die Europameisterschaften statt.

Langsam wanderte Erwin Lebede durch die langen Gänge bis zum Trainingsraum, aus dem dumpfes Brausen ihm entgegenscholl, ein Beweis, daß die Boxer hier an der Arbeit waren; er öffnete eine Tür und ging seitwärts an der Wand weiter bis zu den Ruberapparaten, wo ein paar Amateure übten. Berufsböxer waren fast gar nicht zu sehen, sie hatten in diesen Tagen ihren Kollegen das Feld überlassen.

Am anderen Ende trainierte Hans Frank, Somerset stand bei ihm und drehte Lebede den Rücken zu, er sprach auf den Jungen ein. Jetzt gingen sie zum Sandsack. Seine Augen saugten den schlanken, elastischen Körper dieses schönen Boxers auf, Frank hämmerte auf das Leder ein, daß der an der Decke hängende und mit Rollen auf einer Schiene befestigte Sandsack langsam durch den Raum sich bewegte, von den Faustschlägen einbeult und weitergetrieben.

Wenn Frank etwas zusehen könnte, mein Gott, was gäbe das für ein Halbschwergewicht! Lebede, der kein dummer Kerl war, sah jetzt auch, daß sich mit Frank und aus Frank etwas machen lassen würde. So ungeheuer schnell auf den Beinen und dabei so hartschlagend mit zwei Händen war keiner...

„Doppelendball“, sagte Somerset.

Sie gingen einige Schritte weiter, wo der an der Decke und Fußboden mit elastischen Tauen befestigte runde Ball frei in der Luft schwebte. Ein paar kurze Stöße, und das Leder flog hin und zurück, von den leicht behandschuhten Händen rasch und energisch getrieben, das Auge blitzte und erfaßte jede Wendung sofort, so daß die Faust schon wieder saß, ehe der Ball auf dem Rückflug den weitesten Punkt erreicht hatte. Der geschmeidige Körper Franks arbeitete ruhig und sicher, leicht und schnell, kein Schweiß bedeckte den Körper. Wie ein edles Rennpferd wirkte er so, wenn er in seinem Element war.

Was Lebede nur störte, war, daß sein Kollege und großer Gegner Sam Somerset bereits neben dem Jungen stand und nicht weichen wollte, doch nun sah Sam auf die Uhr, sagte irgend etwas zu Frank und ging aus dem Saal. Langsam näherte sich Lebede dem Boxer, der, fieberhaft arbeitend, ihn zuerst gar nicht bemerkte. Lebede tippte mit dem rechten Zeigefinger an den Rand seines schwarzen steifen Hutes, das wohlwollendste Zeichen einer Begrüßung, die er kannte.

„Na, Sie sind ja famos in Form, wie ich höre?“

„Meinen Sie?“ Und Hans gab dem Ball einen Stoß, daß der Kleine zur Seite springen mußte.

„Was wird denn mit Anderson übermorgen?“

„Ich werde gewinnen.“

Lebede tat, als ob er überlege.

„Wenn Sie gewinnen, hätte ich vielleicht etwas für Sie.“

„Eine Stellung?“

„Wenn Sie wollen, auch das.“

Frank ließ die Hände sinken, das Tau mit dem Ball wackelte hin und her.

„Eine Stellung?“ Er war unsicher. „Was kann man dabei verdienen?“

„Sehr viel Geld.“

„Na?“

„Zehntausend, zwanzigtausend, hunderttausend.“

„Täglich?“

Hans mußte lächeln, als er das sagte, denn er wußte, daß Lebede mit Vorsicht zu genießen war.

„Rein, im Jahre natürlich.“

(Fortf. folgt.)

Sonniger Herbsttag.

Des Himmels Seidenfahnen tauschen blau
Im Wind, der sonnenwarm das Farbensprühn
Herbstlichen Balbs durchschmeichelt, daß der Glanz,
Gemischt aus Rostbraun, Gelb und spätem Grün,
Verschimmernd mit den Beeren im Gerant,
Des greissen Jahres Stern zu trunkenr Schau
Umflammt als flitterbunter Erntekranz.

Aus blankeröffneter Ferne sanftem Schwung
Ist jeder Hauch von Trübe fortgestrahlt,
Und rings die Wipfel lohn in goldenem Brand;
Bis kriechend durch den Wald die Dämmerung,
Von kleinen Lichtern rötlich noch ummalt,
Ins Sonnenscheiden reißt die Schattenhand
Und mit der Abendshauer kühlem Hauch
Der bunte Tag zerfloßt wie grauer Rauch.

Heinrich Pels.

Vom Zarenhof zum Kinderdorf.

Von Oswald Zienau (Leningrad).

Zarskoje Selo, der Zarenhof, nun Detskoe Selo, das Kinderdorf, benannt, ist als frühere Residenz wie auch jetzt als Kinderfiedlung die Summierung von Superlativen, positiver und negativer, erstere aber überwiegend, in trassester Gegensätzlichkeit.

Seit jeher und in allem war der Zarenhof dem ganzen übrigen Rußland voraus. Alle für die Zeitgenossen außergewöhnlichen Lebensbereicherungen, die Europa erdachte und erfind, kamen nach Rußland vor allem und für lange als einzig dastehend nach Zarskoje Selo. Rußlands erster und jahrelang einziger Schienenstrang — 1837 angelegt — führte von Petersburg nach Zarskoje Selo: ganze 32 Kilometer Eisenbahnweg, über den bis in die letzten Tage des letzten Romanow die Hofzüge zu jeder gewünschten Tag- und Nachtstunde bevorzugt liefen. Das erste elektrische Licht auf dem europäischen Kontinent erstrahlte 1887 in Zarskoje Selo.

Die Kernstücke Zarskoje Selos sind nun Museen, die historischen Anschauungsunterricht im Sinne bolschewistischer Geschichtsauffassung erteilen. Einen historisch wohl engen, aber treffenden Anschauungsunterricht vermitteln diese Schöffer Zarskoje Selos, und in höchstem Maße wirkungsvoll durch die absolute Wahrhaftigkeit eines urgegenständlichen Eigenberichts.

Glanzstück dieses Zarenhofes ist das Katharinenstschloß, von Kastrelli in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erbaut. Eine schlanke Linde ebenerdiger Platanenbauten zieht sich hinauf nach dem Mittelstück eines prachtvoll gekuppelten Hochbaues: Verschlungene Goldbronzestukturen auf mattgrüner Fläche zaubern eine tadellos harmonische Stilkomposition in Rokoko.

Eine Kirche in hellblau mit vergoldeten Zieraten und ausgeschmückt mit italienischen und deutschen Meisterbildwerken, die eine kunstbegeisterte Katharina erwarb, eröffnet die Fluchten pompöser, nicht selten zu überladener Säle. Unmöglich ist die Aufzählung im einzelnen: Säle finden sich hier, die in der Komposition der Töne und Formen finstliche Dichtungen sind, und daneben dann solche, wo die Zusammenstellungen kataphonische Quälereien bereiten. Außer einem grünen Speiseszimmer, das merkwürdigerweise mit einer blendend weißen chinesischen Tapete ausgeschlagen ist, findet man wenige Türen weiter ein silbernes Speiseszimmer, zwischen beiden aber das Prachtstück des Schlosses: das Bernsteinszimmer. Ostpreussischer Bernstein, klar und dunkelbraun. Schlüter, der Schöpfer der klassischen Bauwerke Berlins, erdachte dieses Zimmer für den Preußenkönig Friedrich I., der es seinem bewundernden russischen Vetter Peter I. schenkte. Die Zarin Elisabeth ließ dann das Bernsteinszimmer in Zarskoje Selo einbauen. Auffallend ist noch der an die fünfzig Meter lange Große Saal, ganz Spiegel mit aufgelegten Goldschmuckdecken.

Das humoristische Unikum des Palastes aber bildet die sogenannte Tabatiere der Großen Katharina. Ein winziges Zimmerchen mit blau-weißen Emailverzierungen. Die Einrichtung, ein breiter, in das Zimmer wie in eine tiefe Nische hinein gebauter, mit blauem Seidenamt überzogener Divan; davor ein ebenso gearbeiteter hoher Puff. Nichts weiter. Unser Führer lächelt, fingert dann an einer Verzierung, die eine Geheimtür aufzuheben läßt. Ein tabler Raum wird sichtbar, zu dem eine gewundene, schmale Treppe hinauf führt. In der Geheimtür noch eine ältere Konstruktion eines Scherkerzentrals, die ungeschehen Beobachtung besagten Borschzentrums zuläßt. Und nun hören wir an Hand von Scherkerzentrals, Wendeltreppe und Divan einen historischen Abschnitt. „Aus dem Leben und Treiben der Katharina“, der nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig läßt und die Katharina zeitgenössischer Klätterberichte lebendig macht.

Zu einem riesigen Park haben Tempel und Grotten, Pyramiden aus Granit und Triumphbogen aus Marmor, ein chinesisches Dorf, eine chinesische Brücke und ein chinesisches Theater weiterhin; vereinzelt eine Kapelle mit einem Christusstandbild. Dann ein zweistöckiger Bau im klassischen Stil, das Alexander-Palais. Hier lebte seit dem blutigen Januarsonntag 1905 ständig Nikolaus II. mit seiner Familie. Das „Museum der Lebensweise der letzten Zarenfamilie“. Bis der Mann mit den Schlüssel kommt, der auch das Recht hat, die Siegel an den Geheim- und Schranktüren zu lösen, unterhalten wir uns mit einem ehemaligen Zarenhofsdiener. Und er erzählt uns, wie der beschmuckte Pope Grigorij Rasputin zum erstenmal vor dem Palasttor auftauchte, abgewiesen wurde, wiederkam, nochmals entfernt wurde und beim drittenmal durch eine Neben- und bald nicht mehr beschmückt ungehindert und an präsentierenden Schildwachen vorbei ein- und ausgingen.

Lassen wir die lebensunwahren Brunkzimmer dieses Hauses beiseite. Eine Tür nur, von einem halbkreisförmigen Saal in den Park führend, wird man sehen wollen und davon von Schauern überfallen werden, denkt man an das fürchterliche Ende dieser ersten Schritte in der Nacht vom 30. und 31. August 1917 in den Park hinaus, die den Zaren und die Seinen und ein paar unzertrennliche Freunde und Diener durch diese Tür erst nach Tobolsk, dann nach Jekaterinenburg und in einen barbarischen Tod führten.

Was dann aber dieses „Museum der Lebensweise der letzten Zarenfamilie“ ausmacht, das ist die bis in letzte Einzelheiten der Lebensführung und Gewohnheiten, des Familienalltags und der Masteraden öffentlichen Auftretens festgebannte Wirklichkeit. Bei jedem Schritt glauben wir die Menschen zu diesen Dingen aus einer Tür hervortreten zu sehen. Denn nichts in all diesen Räumen ist gestellt, sondern alles so verblieben, wie die Benutzer es bei ihrem Auszuge stehen und liegen ließen. Wer aber, ohne jemals von den Lebensgewohnheiten des letzten Herrschers gehört zu haben, diese Wohnräume betritt, den erareißt Staunen über diese Anhäufung spießigster Geschmacklosigkeiten. Je mehr man von einem der Zimmer zum andern vordringt, desto weniger wird einem begreiflich, wie Monarchen, Kronenträger von so gut wie unbegrenzter Machtfülle, in einem abgestandenen Geräusch längst vergangener Jahrzehnte, inmitten eines Sausrats unzähliger greulicher Kippesfiguren, Photographien, alben und Etagieren voller größtenteils ungerahmter Familienphotos im längst verlassenen Rabinett- und Visittformat und mit himmelblauem Salon und schmalen, armseligen, mit gebümmtem Musselinstoff „dekorierten“ Messingnoschbetten leben konnten. Hier und da in den Zimmern traurige Erinnerungen an den blutetrunknen Zarewitsch. Und überall, wo das Auge nur hinblickt, Ikonen, Ikonen und nochmals Ikonen, im Schlafzimmer, an der Stirnwand hinter dem Doppelmessingnoschbett gar über 600, welche die Zarin für ihre Andachtsübungen benötigte.

Ein Museum nennt man dieses Alexander-Palais. Kein Museum könnte so folgerichtig darstellen, Werturteile für oder wider fällen, wie dieses unberührte, vom letzten Lebenshauch noch immer durchwehte Zarenstschloß. Der Zar aller Reußen, wie ihn die lebensgroßen Elbider in den Attributen seiner Herrscherwürden oder im Parade gala oder ganz einfach als „Väterchen“ darstellen, hier im Alexander-Palais fällt jede Pose, die königliche und auch die väterliche. Abgibt bleibt nur der Mensch. Und der fühlt sich wohl in der fittschigen Verlogenheit des Jugendstils! Jugendstil als junger Mann und Jugendstil als gereifter Herrscher; — es wäre Jugendstil auch weiterhin geblieben. Und ein Mensch, den wahnwitzige Fanatiker im Taumel eigener Angste niederknallten, stirbt hier im Alexander-Palais einen zweiten Tod.

Von der Großartigkeit des Katharinenstschlosses bis zur Unästhetik im Alexander-Palais spiegelt sich der Niedergang eines Herrschergeschlechtes und der Verfall des Allherrschertums unerbittlich und eindeutig wider.

Scherz und Spott

Schwere Frage. „Liebling“, seufzt sie schwärmerisch, „wenn du mich niemals getroffen hättest, würdest du mich dann ebenso lieben wie jetzt?“ — „Aber natürlich“, murmelte er pflichtschuldigst.

Der Vorschlag des Schotten. Ein Schotte in London schlug einem englischen Freund vor, sie wollten zusammen eine Gesellschaft geben. „Wir machen es halb und halb“, sagte er. „Wenn du für den Whisky sorgst, will ich die Einladungen verschicken.“

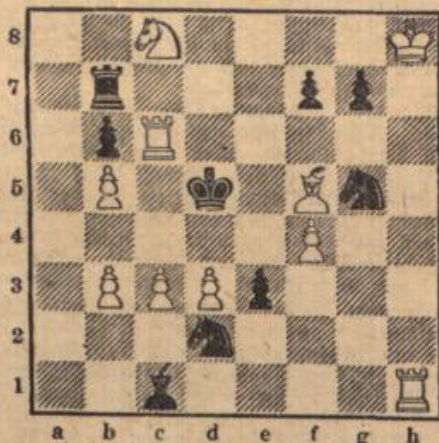
Doppelte hält besser. „Diese Maschine“, sagte der anpreisende Verkäufer, „erspart Ihnen die Hälfte Ihrer Arbeit.“ — „Also dann geben Sie mir zwei“, sagte der Kunde begeistert.

Spiele und Rätsel

Schach

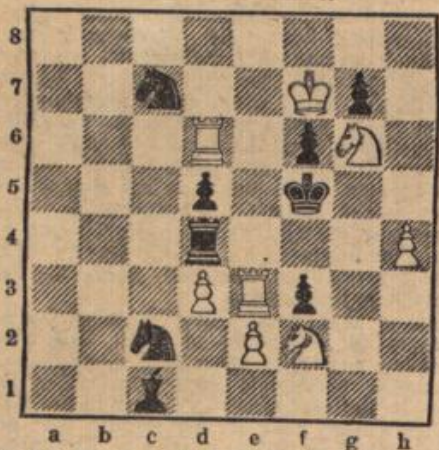
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 83. W. Karsch.



Weiß: Kh8, Tc6, h1, Lf5, Sc8, Bb3, b5, c3, d3, f4.
Schwarz: Kd5, Tb7, Lc1, Sd2, g5, Bb6, e3, f7, g7.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 84. A. Klinke.



Weiß: Kf7, Td6, e3, Sf2, g6, Bd3, e2, h4.
Schwarz: Kf5, Td4, Lc1, Sc2, c7, Bd5, f3, f6, g7.
Matt in 3 Zügen.

Die meisten Schachspieler haben selten oder niemals Gelegenheit sich mit Meistern zu messen, und doch ist dies der beste Weg sich im Schachspiel zu vervollkommen. Bei dem Wunsche nach einer weiteren Fortbildung wird man daher nach anderen Mitteln greifen müssen, wozu sich ohne Zweifel das Studium von Partien stärkerer Spieler am besten eignet. Am lehrreichsten ist dabei gewiß die Methode sich mit Verständnis und Nachdenken mit dem Sieger zu verkörpern; sich ganz in dessen Lage zu versetzen, die Entwicklung seines Spieles genau zu verfolgen, die Vorbereitung des Angriffs gründlich zu prüfen und die Ausführung gereifter Pläne ernstlich zu erwägen. Der wirkliche Schachfreund kann sich im Verkehr mit der Geisterwelt des dämonischen Spieles so objektiv vertiefen, daß die Spannung eines wirklichen Spieles in ihm auflebt; er begreift, er kombiniert, er bewundert und er bereitet sich den geistigen Genuß, der das Schachspiel zu einer Wohltat der Menschheit erhebt. Seit dem großen Krieg hat sich die Zahl der Anhänger des Schachs bedeutend vermehrt. Mit Recht erwartet man von diesem Spiel eine Steigerung der allgemeinen Geistesbildung. Auch die Schachspalte will das Ihrige dazu beitragen, indem sie bemerkenswerte Meisterpartien veröffentlicht. Sie hofft, daß ihre Leser diese

Spiele nachspielen und sich dabei von der Wahrheit überzeugen, daß man auf den Schultern seiner Vorgänger höher steht als auf dem Fußboden.

Der sicherste aller jetzt lebenden Schachspieler ist ohne Zweifel der Alt-Weltmeister Capablanca. Er ließ sich noch in keiner ernstesten Partie eine Figur durch Fesselung oder durch ein Schachgebot oder durch eine Gabel nehmen. In Karlsbad ist ihm jetzt zum ersten Mal ein solches Unglück widerfahren. Sein glücklicher Gegner war Sämisch, der die weißen Steine führte. Die Partie hatte folgenden Anfang: 1. d4—Sf6, 2. c4—e6, 3. Sc3—Lb4, 4. a3—Lxc3+, 5. bxc3—d6, 6. f3—e5, 7. e4—Sc6, 8. Le3—b6, 9. Ld3. Nun zog Capablanca — unglaublich — 9. ... La6. Hierauf griff Weiß natürlich La6 und Sc6 mit 10. Da4 zugleich an. Es folgte 10. ... Lb7, 11. d5! und Sc6 war verloren. Capablanca schleppte die Partie noch 50 Züge hin, mußte aber schließlich sich ergeben.

Partie Nr. 38. Gespielt im nationalen Meisterturnier zu Berlin im Juli 1890. — Unregelmäßige Eröffnung.

Weiß: Caro; Schwarz: Dr. Lasker.

1. Sf3—d5, 2. d4—Lf5. Der Läufer gehört in dieser Eröffnung nach b7, da sonst der Damenflügel geschwächt wird. 3. c4—c6. Besser wäre e6. 4. Db3—Dc8, 5. cxd5—cxd5, 6. Sc3—e6, 7. Lf4—a6? Ein Fehler, besser wäre Sa6. 8. Sa4!—Ta7? Dieser zweite Fehlzug führt zu sofortigem Untergang, es hätte 8. Sd7 geschehen müssen. 9. Sb6—Dd8, 10. Lxb8—Dxb8, 11. Da4+—Ke7, 12. Tc1! Dies ist stärker als 12. Dd7+, 12. ... g5, 13. Se5!—Sh6, 14. Sc8+, aufgegeben. Es kann sich wohl kein anderer Meister rühmen, gegen Lasker eine Turnierpartie in solchem Stile gewonnen zu haben.

Rätsel

Operettenrätsel.



Erraten Sie was für Operetten unser Zeichner hier in launiger Form versteckt hat?

Zweifelbig.

Gewöhnlich auf die erste folgt
Nach kurzer Zeit die zweite.
Ein Heldenname das Ganze ist,
Den mancher trägt noch heute.

Doppelsinnig.

Es läßt sich's leicht, oft schwer auch geben,
Womit du dich beschäftigst eben.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 239.

Versrätsel: Schnitzel, Jagd, Schnitzeljagd. — Rätsel: Eule, Eile.

Richtige Lösungen sandte ein: Martel König aus Wiesbaden.

Verantwortlich für die Schriftleitung: G. Sauter in Wiesbaden. — Druck und Verlag der E. Schellberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.